

Ulrich Borsdorf, Heinrich Theodor Grütter (Hg.)

# Orte der Erinnerung

Denkmal, Gedenkstätte, Museum



Campus Verlag  
Frankfurt/New York

# Inhalt

|   |     |
|---|-----|
| <i>Ulrich Borsdorf, Heinrich Theodor Grütter</i><br>Einleitung .....  | 1   |
| I. Formen und Funktionen der Erinnerung   |     |
| <i>Jan Assmann</i><br>Kollektives und kulturelles Gedächtnis<br>Zur Phänomenologie und Funktion von Gegen-Erinnerung .....                          | 13  |
| <i>Horst Wenzel</i><br>An den Fingern abgelesen<br>Zur mittelalterlichen Vorgeschichte digitaler Speicher .....                                     | 33  |
| <i>Aleida Assmann</i><br>Das Gedächtnis der Orte .....  | 59  |
| <i>Jörn Rüsen</i><br>Über die Ordnung der Geschichte<br>Die Geschichtswissenschaft in der Debatte über<br>Moderne, Postmoderne und Erinnerung ..... | 79  |
| <i>Lutz Niethammer</i><br>Postskript zu Geschichte und Gedächtnis .....   | 101 |
| <i>Lucian Hölscher</i><br>Erinnern und Vergessen – Vom richtigen Umgang<br>mit der nationalsozialistischen Vergangenheit .....                      | 111 |
| II. Orte der Erinnerung   |     |
| 1. Denkmal  |     |
| <i>Wilfried Lipp</i><br>Denkmalpflege und Geschichte .....  | 131 |

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

*Orte der Erinnerung*: Denkmal, Gedenkstätte, Museum / Ulrich  
Borsdorf; Heinrich Theodor Grütter (Hg.). – Frankfurt/Main; New York:  
Campus Verlag, 1999  
ISBN 3-593-35212-5

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Copyright © 1999 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main  
Umschlagmotiv: Demontiertes Lenin-Denkmal, Berlin 1991/1992  
Foto: Judah Altmann  
Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Müntzer«, Bad Langensalza  
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.  
Printed in Germany

**Besuchen Sie uns im Internet: [www.campus.de](http://www.campus.de)**

in: Borsdorf, Ulrich; Grütter, Theodor Heinrich (Eds): Orte der Erinnerung.  
Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt am Main (Campus) 1999

Jörn Rösen

## Über die Ordnung der Geschichte

Die Geschichtswissenschaft in der Debatte  
über Moderne, Postmoderne und Erinnerung

### I. Aktuelle Herausforderungen für die Geschichtswissenschaft

Die Geschichtswissenschaft als akademische Disziplin sieht sich einer Diskussion ausgesetzt, die sich mit ihren Wurzeln, Funktionen und Prinzipien befaßt, und das in einer Art und Weise, die sie zugleich befriedigt und irritiert. Ihre Genugtuung könnte aus der neuen Aufmerksamkeit resultieren, welche der Geschichte im Bereich der Kulturwissenschaften zugewachsen ist: Eines der vorherrschenden Themen ist hier die Erinnerung und ihre Rolle in der menschlichen Kultur.<sup>1</sup> „Erinnerung“ deckt den gesamten Bereich der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit ab, einschließlich des Bereichs der Geschichte. Geschichte wird dabei verstanden als Gegenstand und als Art der Vergegenwärtigung der Vergangenheit hinein in das Leben ihrer Repräsentation im kulturellen Rahmen menschlichen Handelns. Auf der anderen

<sup>1</sup> Vgl. dazu vor allem: Metz, K. H.: Einforderung der Erinnerung: Ein Versuch über das Antlitz des Menschen in der Geschichte. In: *Saeculum* 39 (1988), S. 360 - 368; Nora, P.: *zwischen Gedächtnis und Geschichte*. Berlin 1990; Cancik, H./Mohr, H.: *Erinnerung/Gedächtnis*. In: *Handbuch religionswissenschaftlicher Grundbegriffe*, Bd. 2. Stuttgart/Berlin/Köln 1990, S. 299 - 323; Assmann, A./Harth, D. (Hg.): *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*. Frankfurt a. M. 1991; Assmann, J.: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*. München 1992; Le Goff, J.: *Geschichte und Gedächtnis*. Frankfurt 1992; Straub, J.: *Collective Memory and Collective Past as Constituents of Culture: An Action-Theoretical and Culture-Psychological Perspective*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Psychologie* 52 (1993), S. 114 - 121; Platt, K./Dabag, M. (Hg.): *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*. Opladen 1995; Ricoeur, P.: *Gedächtnis-Vergessen-Geschichte*. In: *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*, hg. v. K. E. Müller und J. Rösen, Reinbek 1997, S. 433 - 454

Seite kann die Aufmerksamkeit, die die historische Repräsentation der Vergangenheit findet, bei den professionellen Historikern ein Unbehagen erzeugen; denn diese Aufmerksamkeit geht allzu leicht über die Umgangsformen mit der Vergangenheit hinweg, die die Geschichtswissenschaft als Fachdisziplin oder als „Wissenschaft“ und die Professionalität der Historiker konstituiert; ja sie werden sogar verleugnet. Die Debatte über Erinnerung schenkt den kognitiven Prozeduren, die das historische Wissen mit dem Element der Rationalität ausstatten, den Blick der Vergangenheit mit Objektivitätsgeltung versehen und die Professionalität der Fachleute mit Wahrheitsansprüchen legitimieren, wenig Aufmerksamkeit. Die Geschichtswissenschaft wird von ihrem kulturell angestammten Platz vertrieben, zuständig für die Vergangenheit zu sein: Angesichts der lebendigen Kräfte bewegender Erinnerungen im Leben von Individuen, Gruppen, Nationen und ganzen Kulturen scheint das akademische Verhältnis zur Vergangenheit ein Reich von bloßen Schatten zu sein. Das Licht praktischer Bedeutung scheint die Arbeit der Forschung nicht zu erleuchten. In den „Orten der Erinnerung“ erschlossen, scheint die Geschichte aus den Feldern der akademischen Forschung und der professionellen Historiographie in das offene Feld symbolisierender Repräsentation ausgewandert zu sein, befreit von den Fesseln verdinglichender und verfremdender methodischer Prozeduren.

Diese unbehagliche Situation der Geschichtswissenschaft wurde schon seit langem durch den Diskurs über die Postmoderne vorbereitet.<sup>2</sup> Dieser Diskurs hat die kognitiven Prinzipien des historischen Denkens und der Geschichtsschreibung in ihrer spezifisch „modernen Form“ der Geschichtswissenschaft radikalem Zweifel ausgesetzt. Die Debatte über die Postmoderne als eine Herausforderung der Kulturwissenschaften ist schwächer geworden, aber nichtsdestoweniger ist die Herausforderung für die Geschichtswissenschaft nach wie vor stark: Ihre „disziplinäre“ Struktur und Aussehen, die im Studium der Geschichte und in der Professionalisierung der Historiker und der Geschichtslehrer nach wie vor wirksam ist, hat an kulturellem Gewicht verloren. Auf der einen Seite haben zugleich die kulturellen Praxen der Vergegenwärtigung der Vergangenheit als Geschichte und ihrer Repräsentation in der symbolischen Ordnung und in den orientierenden Kräften des kulturellen Lebens ein außerordentliches Interesse gewonnen.

<sup>2</sup> Vgl. dazu den Abschnitt „Herausforderungen durch die Postmoderne“. In: *Geschichtsdiskurs*, Bd. 1: Grundlagen und Methoden der Historiographieggeschichte, hg. v. W. Küttler, J. Rüsen und E. Schulz. Frankfurt a. M. 1993, S. 17 - 96.

Das spielt sich nicht nur in den Kulturwissenschaften ab, sondern noch mehr im öffentlichen Leben, wo Gedenkstätten, Denkmäler, Jahrestage und andere Institutionen und Zeremonien des kollektiven Gedächtnisses eine wichtige Rolle spielen.

Die Geschichtswissenschaft als Fachdisziplin und die Professionalität der Historiker finden sich in einem Kontext wieder, in dem die klaren Umriss ihrer kognitiven Errungenschaften langsam verschwinden. Auf den Grund lebendiger Erinnerung gestellt, scheint die Geschichtswissenschaft ihre fundamentalen Erkenntnisprinzipien zu verlieren. Kann die Rolle, die die historische Erinnerung in der Bildung menschlicher Identität und in der Orientierung der menschlichen Lebenspraxis spielt, einfach auf die Geschichtswissenschaft als akademische Disziplin oder als „Wissenschaft“ angewendet werden? Wenn die Wissenschaft überhaupt in der Debatte über Erinnerung wahrgenommen wird, dann erscheint sie eher als Statthalterin von Ideologie, die Geschichte nach den Interessen und Bedürfnissen von Eliten präsentiert, als Waffe im Machtkampf, benutzt von denen, die die Macht haben, die semantischen Regulative im Feld der Konstruktion, Dekonstruktion und Rekonstruktion kollektiver Identität zu definieren. Bezogen auf die poetischen und rethorischen Strategien, die die Vergangenheit als Geschichte mit dem Leben der gegenwärtigen menschlichen Tätigkeiten ausstattet, erscheint die Geschichtswissenschaft als Hermaphrodit, als zweifelhafte Figur, die wissenschaftliche Rationalität und literarische Textualität synthetisiert, oder, um es zugespitzt auszudrücken: als eine Mißgeburt mit einer recht zweifelhaften kulturellen Funktion.

## II. Historik als Diskurs von Antworten

Die meisten Argumente, die die Geschichtswissenschaft erschrecken, weil sie ihre spezifisch-kognitiven Prozeduren ignorieren und ihre ideologische Funktion kritisieren, werden auf einer Diskursebene entwickelt und präsentiert, die man „meta-historisch“ nennen kann; im Deutschen ist hierfür der Terminus „Historik“ eingebürgert. Historik reflektiert die Geschichte und ihre verschiedenen Umgangsweisen mit der Vergangenheit; sie ist nicht selber eine Weise dieses Umgangs, sondern eine Theorie über ihn. Selbst wenn eine solche Reflexion über den Umgang mit der Vergangenheit nicht direkt oder explizit der Geschichtswissenschaft gewidmet ist, kann sie nichtsdesto-

weniger nicht vernachlässigt werden, da zumindest einige ihrer Hauptthemen ins Zentrum der Geschichtswissenschaft zielen. Dies sind vor allem folgende Themen: die Sinnkriterien, die verwendet werden, wenn die Vergangenheit ihre spezifisch-geschichtliche Bedeutung für die Gegenwart erhält; die konstitutive Rolle von Bedürfnissen und Interessen im Umgang mit der Vergangenheit und die Funktion der Erinnerung in der Orientierung der menschlichen Lebenspraxis und in der Formierung aller Formen von Identität, – all dies hat konstitutive Bedeutung für die Geschichtswissenschaft.

Die Geschichtswissenschaft muß also diese Art von Reflexion aufgreifen und auf ihre kognitiven Strategien beziehen, die sie verwendet, um solides Wissen der Vergangenheit zu erbringen und professionalisiert Geschichte zu schreiben. Wenn sie dies tut, setzt sie eine Tradition der Selbstreflexion fort, betreibt sie eine metatheoretische Reflexion im Zusammenhang mit ihrer Arbeit an der Erinnerung, Vergegenwärtigung und Repräsentation der Vergangenheit, – eine Reflexion, die älter ist als ihr Status als akademische Fachwissenschaft.<sup>3</sup>

Solch eine Reflexion wurde nämlich schon in der Tradition der Rhetorik im Blick auf die Historiographie geleistet. Sie hat eine wichtige Rolle gespielt, als es darauf ankam, die Geschichtswissenschaft als akademische Disziplin zu entwickeln und zu begründen und ihre spezifischen Ansprüche auf wissenschaftliche Rationalität und auf eine ihr entsprechende Geltung der forschend geleisteten historischen Interpretation plausibel und unverzichtbar zu machen. So erhielt z. B. in Deutschland der Prozeß der Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung seinen ersten Anstoß mehr auf der metatheoretischen Ebene als auf der Ebene konkreter historischer Beschäftigung mit der Vergangenheit.<sup>4</sup>

3 Vgl. Blanke, H. W./Fleischer, D./Rüsen, J.: Historik als akademische Praxis. Eine Dokumentation der geschichtstheoretischen Vorlesungen an deutschsprachigen Universitäten von 1750 bis 1900. In: Dilthey-Jahrbuch für Philosophie und Geschichte der Geisteswissenschaften 1 (1983), S. 182 - 255.

4 Vgl. dazu: Rüsen, J.: Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur, Frankfurt a. M. 1993, S. 29ff; ferner vor allem: Blanke, H. W./Fleischer, D. (Hg.): Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie, 2 Bde. (Fundamenta historica, Bd. 1). Stuttgart/Bad-Cannstatt 1990; dies: Aufklärung und Historik. Aufsätze zur Entwicklung der Geschichtswissenschaft, Kirchengeschichte und Geschichtstheorie in der deutschen Aufklärung. Waltrop 1991.

Historik als Selbstreflexion der Geschichtswissenschaft hat eine besondere Tradition in der Entwicklung dieser Fachdisziplin.<sup>5</sup> Sie begleitet die historische Forschung und die Geschichtswissenschaft in ihrer Entwicklung durch all ihre Veränderungen, Krisen, Stagnationen, Revolutionen und Debatten hindurch und thematisiert in ihnen ihren Status als akademische Disziplin, ihr Verhältnis zu anderen Disziplinen, ihre erkenntnistheoretischen Voraussetzungen, ihre kulturellen Funktionen und die Prinzipien ihrer Erkenntnisarbeit. In Deutschland hat sich, wie gesagt, diese Tradition mit dem Terminus „Historik“ etabliert. Wir finden hier eine Debatte über die Prinzipien der Geschichtswissenschaft, einen innerdisziplinär vorgegebenen Diskurs, der die Geschichtswissenschaft befähigt, ihre Besonderheit als Fachwissenschaft in die Auseinandersetzungen über die allgemeinen und grundlegenden Probleme des Umgangs mit der Vergangenheit einzubringen.

Die Geschichtswissenschaft sollte diese Tradition ihrer Selbstreflexion mobilisieren und beleben, wenn sie ins Kreuzfeuer postmodernen Zweifels gerät. Schließlich steht nichts Geringeres auf dem Spiel als ihr Wissenschaftscharakter. Verstärkt wird dieser Reflexionsschub dadurch, daß sich in der Debatte über Erinnerung ihre fachlichen Strukturen aufzulösen drohen, die doch durch die „Historik“ lange Zeit verfestigt und verteidigt wurden. Die Geschichtswissenschaft hat sich erneut selber zu reflektieren, zu explizieren und zu begründen und dabei vor allem ihren kognitiven Status und ihren Anspruch auf diejenige Geltung zu überprüfen, die durch die methodischen Verfahren der Forschung gewährleistet werden soll. Sie kann dies bewerkstelligen, indem sie die schon etablierten Reflexionsstrategien der Historik und ihre Ergebnisse aufgreift und weiterführt, – als ein Diskurs innerhalb ihrer fachlichen Verfassung.

Um dies zu leisten, hat die Geschichtswissenschaft (im Diskurs der Historik) zunächst einmal ihre kognitive Struktur zu explizieren und auszuarbeiten, denn es sind ihre Erkenntnisleistungen, mit denen sie ihre besondere Gestalt im weiten Feld der Kultur gewinnt, wo Geschichte in unterschiedlicher Weise des Erinnerns (und zugleich des Vergessens und des Verdrängens) der Vergangenheit gleistet wird.

5 Der klassische Text in der deutschen Wissenschaftstradition ist natürlich: Droysen, J. G.: Historik, historisch-kritische Ausgabe, Bd. 1, hg. v. P. Leyh. Stuttgart/Bad Cannstatt 1977.

### III. Was versteht man unter Geschichtswissenschaft – ein Modell der Disziplin

Die kognitive Struktur des historischen Denkens kann nicht expliziert werden, ohne dabei seine Konstitution und Funktion im praktischen menschlichen Leben systematisch miteinzubeziehen, da seine spezifische Logik durch sein Verhältnis zu den kulturellen Bedürfnissen der menschlichen Lebenspraxis konstituiert. Es gehört zu den wichtigsten Verdiensten der aktuellen Diskussion über historische Erinnerung, diesen Punkt genauer beleuchtet zu haben. Das historische Denken findet im Reich der Erinnerung statt, und es ist deren mentalen Prozeduren verpflichtet, durch die die Vergegenwärtigung und Repräsentation der Vergangenheit der kulturellen Orientierung des menschlichen Lebens in der Gegenwart dient. Die Vergegenwärtigung der Vergangenheit ist eine notwendige Bedingung dafür, das menschliche Leben mit einem kulturellen Orientierungsrahmen auszustatten. So wird eine Zukunftsperspektive eröffnet, die auf Erfahrungen der Vergangenheit basiert. Andererseits wäre es irreführend, wenn das historische Denken und mit ihm die ganze Arbeit der Geschichtswissenschaft ausschließlich in der Perspektive kultureller Bedürfnisse des praktischen menschlichen Lebens behandelt würde. Es hat seine eigene „Logik“, – die Logik, die durch methodische Rationalität im Umgang mit der Erfahrung der Vergangenheit charakterisiert ist. Beide Seiten, der Bezug auf praktische Bedürfnisse und Funktionen und die Rationalität der methodischen Erkenntnis, müssen zusammen gesehen werden.

Dies läßt sich in der Form eines Schemas bewerkstelligen, das fünf Prinzipien des historischen Denkens und ihr systematisches Verhältnis zueinander herausstellt. Man kann zur Bezeichnung dieses Schemas den Terminus von Thomas S. Kuhn aufgreifen und von der „disziplinären Matrix“ der Geschichtswissenschaft sprechen (ohne seiner Argumentation hinsichtlich der Entwicklung der Naturwissenschaften und seiner These zu folgen, daß es unmöglich ist, seine Ideen über die Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften zu applizieren.)

Diese fünf Prinzipien sind: (1) Erkenntnisinteressen, die aus Orientierungsbedürfnissen im zeitlichen Wandel der gegenwärtigen Welt generieren; (2) bedeutungsverleihende Hinsichten und Perspektiven des zeitlichen Wandels, in denen die Vergangenheit ihre spezifische Gestalt als „Geschichte“ bekommt; (3) methodische Regeln der empirischen Forschung; (4) Formen der Repräsentation, in denen die Erfahrung der Vergangenheit – durch

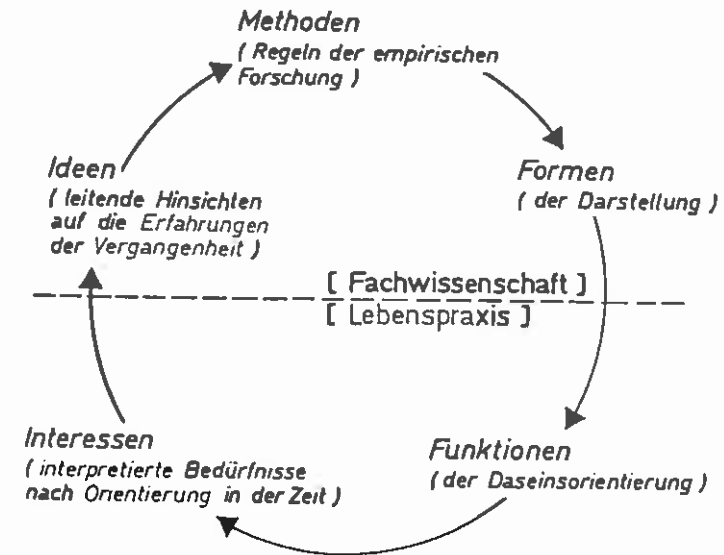


Abb. 1: Die historische Matrix der Geschichtswissenschaften

Interpretation in die bedeutungsverleihenden Hinsichten und Perspektiven des zeitlichen Wandels hineingearbeitet – in der Form einer Geschichte präsentiert wird; (5) und schließlich Funktionen der kulturellen Orientierung in der Form einer zeitlichen Richtung der menschlichen Lebenspraxis und von Konzepten der historischen Identität.

Jeder dieser fünf Faktoren ist notwendig und alle zusammen sind hinreichend, um historisches Denken als rational vollzogene Form der historischen Erinnerung zu konstituieren (es dürfte nützlich sein zu betonen, daß nicht jede Erinnerung in sich selbst schon historisch ist. Nur dann, wenn Erinnerung über die Grenzen der eigenen Lebenszeit der sich Erinnernden hinausgeht, kann man von einer „spezifisch-historischen“ Erinnerung sprechen. „Historisch“ bezeichnet ein bestimmtes Element der zeitlichen Distanz zwischen Vergangenheit und Gegenwart, die eine komplexe Vermittlung zwischen beiden – und das ist das Spezifikum der Geschichte – notwendig macht). Die fünf Faktoren können sich im Laufe der Zeit verändern, d. h. in der Entwicklung des historischen Denkens im allgemeinen und der Geschichtswissenschaft im besonderen, aber ihr Verhältnis zueinander, die systematische Ordnung, in der sie voneinander abhängen und auf einander

bezogen sind, bleibt die gleiche. In diesem systematischen Verhältnis hängen sie alle von einem fundamentalen Prinzip ab, das ihrem Verhältnis seine Kohärenz und Eigentümlichkeit gibt, die die Geschichtswissenschaft im historischen Wandel jeweils auszeichnet. Dieses fundamentale Prinzip ist das Sinnkriterium, welches das Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart bestimmt, in dem die Vergangenheit ihre Bedeutung für die Gegenwart als „Geschichte“ erhält.

Während der meisten Perioden ihrer Entwicklung hat die Geschichtswissenschaft zumeist die kognitive Dimension ihrer Erkenntnisarbeit auf der Ebene der Historik reflektiert. Sie war darauf bedacht, ihren „wissenschaftlichen“ Status und ihre Wahrheits- und Objektivitätsansprüche zu legitimieren. Damit konnte sie am kulturellen Prestige von Wissenschaft als der überzeugendsten Form zu partizipieren, in der Wissen und Erkenntnis dem menschlichen Leben dienen kann. Das wurde in einem weiten Spielraum verschiedener Konzeptualisierungen dieses wissenschaftlichen Charakters geleistet. In den meisten dieser Manifestationen beanspruchte die Geschichtswissenschaft eine hermeneutische und methodologische Autonomie im Bereich der akademischen Disziplinen. Indem sie dies tat, blieb sie sich einiger nicht-kognitiver Elemente bewußt, die noch immer gültig und einflußreich in der Arbeit der Geschichtswissenschaft waren, vor allem in der Geschichtsschreibung. Aber erst nach der sogenannten „linguistischen Wende“ wurden diese Elemente und Faktoren als genau so wichtig angesehen wie die kognitiven.

Das kann innerhalb der vorgeschlagenen Struktur der fünf Faktoren von Geschichtswissenschaft plausibel gemacht werden, wenn man sich besondere Beziehungen zwischen einigen von ihnen ansieht: Im Verhältnis zwischen Interessen und Funktionen ist die Geschichtswissenschaft einer *politischen Strategie der kollektiven Erinnerung* verpflichtet. Sie plaziert die Arbeit der Historiker in dem Kampf um Macht und macht sie zu einem notwendigen Mittel der Legitimation oder Delegitimation aller Formen von Herrschaft. Im Verhältnis zwischen Konzepten und Methoden ist die Geschichtswissenschaft einer *kognitiven Strategie der Produktion historischen Wissens* verpflichtet. Diese Strategie konstituiert den wissenschaftlichen Charakter der Geschichtswissenschaft. Sie unterwirft den Diskurs der Geschichte den Regeln der methodischen Argumentation, einer begrifflichen Sprache, der Kontrolle durch Erfahrung und der Orientierung an Konsens und Übereinstimmung durch rationale Mittel.

Und im Verhältnis zwischen Formen und Funktionen ist sie eine *ästhetische Strategie der Poetik und Rhetorik der historischen Repräsentationen* verpflichtet. Diese Strategie plaziert das Wissen über die Vergangenheit in die Züge des gegenwärtigen Lebens und stattet es dabei mit dessen Kräften aus, die das menschliche Bewußtsein durch kulturelle Orientierung bewegen. Nimmt man alle diese Strategien zusammen, dann kann man die Geschichtswissenschaft als eine komplexe Synthese von drei Dimensionen des Umgangs mit der Vergangenheit einsichtig machen: Ästhetik, Politik und Kognition. Diese Synthese steht für die Ordnung der Geschichte als ein integraler Teil der Kultur.

Das vorgestellte Schema der konstitutiven Faktoren der Geschichtswissenschaft zeigt, wie die Arbeit des Historikers einerseits durch das praktische Leben beeinflußt und auf es bezogen ist und andererseits seinem eigenen Bereich der Wissensraum jenseits der praktischen Zwecke der Lebensorientierung hat. Es macht plausibel, warum die Geschichte immer wieder umgeschrieben wurde und wird – gemäß den veränderten Interessen und Funktionen des historischen Wissens im menschlichen Leben – und warum es zur gleichen Zeit eine Kontinuität aufwies und eine Entwicklung nahm, ja sogar einen Fortschritt der kognitiven Strategie zeitigte, solides Wissen über die Vergangenheit aus deren Überresten zu gewinnen. Mit diesem Schema ist es möglich, die Spannung zwischen Moderne und Postmoderne und die Herausforderung der Diskussion über die historische Erinnerung aufzugreifen und in die innerdisziplinäre Selbstreflexion der Geschichtswissenschaft einzubringen, um diese zu einem tieferen und zeitgemäßerem Selbstverständnis zu bewegen.

Ich möchte irreführende Konstruktionen korrigieren. Die meisten postmodernen Einstellungen gegenüber der Geschichte und der Geschichtswissenschaft haben den Eindruck entstehen lassen, es gäbe einen starken Widerspruch zwischen modernen und postmodernen Elementen des historischen Denkens. Folgt man den Hauptlinien des vorgeschlagenen Schemas, dann kann dieser Gegensatz zumindest relativiert und sogar in einer Argumentationsstrategie überführt werden, die der Geschichtswissenschaft eine Entwicklungsperspektive eröffnet, in der moderne und postmoderne Merkmale miteinander synthetisiert werden können.<sup>6</sup>

6 Vgl. Rüsen, J.: Historische Aufklärung im Angesicht der Post-Moderne: Geschichte im Zeitalter der „neuen Unübersichtlichkeit“. In: ders.: Zeit und Sinn. Strategien historischen Denkens. Frankfurt a. M. 1990, S. 231 - 251; ferner ders.: Historical Studies between modernity and postmodernity. In: South African Journal of Philosophy 13 (1994), S. 183 - 189. Teile des letzten Aufsatzes sind in den folgenden Text eingegangen.

Das gleiche gilt hinsichtlich der Unterscheidung zwischen Erinnerung einerseits und Geschichte andererseits: Die Lebendigkeit und Relevanz der Erinnerung wurden oft als Widerspruch zur Strenge und Rationalität des durch methodische Forschung erlangten historischen Wissens verstanden. Es gibt einen Widerspruch der Lebensdienlichkeit, ja der Lebendigkeit selber auf der einen Seite und der Einsperrung der Erinnerung in die Käfige akkumulierten Wissens ohne eine direkte Funktion im praktischen Leben auf der anderen. Dieser Widerspruch läßt den fundamentalen Zusammenhang zwischen Erinnerung und Geschichte in Vergessenheit geraten. Er führt zu einer falschen Sicht auf die Geschichtswissenschaft als kognitive Prozedur. Die folgenden Überlegungen haben die Absicht, diese Entgegensetzung zu überwinden, indem gezeigt wird, wie die Geschichtswissenschaft sich entwickeln und ein neues Selbstverständnis gewinnen kann, daß ihren neuen Perspektiven und Arbeitsstrategien entspricht.

Da das vorgeschlagene Schema komplexe Phänomene des historischen Denkens sichtbar macht (zumindest machen soll), zugleich aber unvermeidliche Komplexität aus dem Blick bringt, sollte kurz erwähnt werden, daß es Elemente im historischen Umgang mit der Vergangenheit gibt, die durch das vorgeschlagene System von Prinzipien nicht angesprochen werden: Im Bereich der konstitutiven Interessen gibt es bereits eine Erfahrung der Vergangenheit. Sie unterscheidet sich wesentlich von der Erfahrung, die im Bereich der empirischen Forschung methodisch behandelt wird. Die Vergangenheit ist bereit präsent, wenn das historische Denken mit Fragen beginnt, die durch Bedürfnisse und Interessen an historische Erinnerung initiiert werden.

Erfahrung spielt eine wichtige Rolle in der Ausformung dieser Interessen und Bedürfnisse. Das ist in unterschiedlicher Weise der Fall: Als wirkungsvolle Tradition, als Faszination der Alterität, als traumatische Verdrängung und sogar als Vergessen, das nichtsdestoweniger die Vergangenheit durch Verdrängung lebendig erhält.

#### IV. Die strenge Ordnung der Geschichte – Geschichtswissenschaft im Prozeß der Modernisierung

Hinsichtlich des historischen Sinnprinzips bedeutet Modernisierung ein neues Geschichtskonzept und zugleich ein neuer Zugang zur Erfahrung der Vergangenheit. Das neue Konzept besteht in einer Kategorie, die die zeitliche Beziehung zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft durch die Vorstellung einer übergreifenden inneren Verbindung erschließt, die „Geschichte“ genannt wird.<sup>7</sup> Geschichte als Totalität des zeitlichen Wandels des Menschen und seiner Welt wird durch die Idee des „Fortschritts“ oder der „Entwicklung“ kategorisiert. Der neue Zugang ist durch eine rationale Erkenntnisweise kategorisiert, die den Historiker befähigt, die bewegenden Kräfte des zeitlichen Wandels der menschlichen Welt methodisch zu erschließen, die die Gesamtheit „der Geschichte“ konstituiert.

Die Moderne hat im historischen Denken die Vorstellung von „Geschichte“ erzeugt. Vor der Mitte des 18. Jahrhunderts konnte man von so etwas wie „der Geschichte“ nicht reden. Statt dieser Totalität oder dieses zeitlichen Ganzen, das Vergangenheit Gegenwart und Zukunft umgreift, gab es nur einzelne Geschichten, historische Darstellungen, aber nicht die Idee, daß es ein Phänomen, „die Geschichte“ gibt. „Die Geschichte“ meint eine tatsächliche Einheit des zeitlichen Wandels der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft innerlich in eine übergreifende Einheit verbindet. Die Spätaufklärung hat diese Einheit mit der historischen Kategorie des Fortschritts konzeptualisiert. Der Historismus hat an dieser Vorstellung der Einheit festgehalten und ihre kategorische Form in das Konzept von „Entwicklung“ verändert, und die moderne Geschichtswissenschaft hat dieser Einheit mit unterschiedlichen Konzepten von Struktur und Prozeß zum Ausdruck gebracht. Die Entwicklung der Geschichtswissenschaft kann beschrieben werden als Entwicklung in der Konzeptualisierung der Gegebenheit, die „die Geschichte“ genannt wurde. Der Historismus glaubte, „die Geschichte“ sei durch mentale und geistige Kräfte des menschlichen Handelns konstituiert. Diese Kräfte wurden zusammenfassend „Geist“ genannt, das Wort hat dann (seit Droysen) den Kulturwissenschaften den Namen „Geisteswissenschaften“ gegeben.

Die Annales-Schule, der Marxismus und unterschiedliche Richtungen der modernen Geschichtswissenschaft wie die Gesellschaft – oder Strukturge-

<sup>7</sup> Vgl. Rüsen, J.: Der Teil des Ganzen – über historische Kategorien. In: ders.: Historische Orientierung. Über die Arbeit des Geschichtsbewußtseins, sich in der Zeit zurechtzufinden. Köln 1994, S. 159 - 167.



schichte haben verschiedene und komplexere Vorstellungen dieses Sachverhaltes entwickelt, den wir „die Geschichte“ nennen. In einer kritischen Wendung gegen die idealistische Vorstellung, die der Historismus von Geschichte hatte, verstanden sie Geschichte als konstituiert durch ein sehr komplexes Verhältnis zwischen materiellen und mentalen Kräften.

Die zweite Wesensbestimmung des historischen Sinnes, der allen Manifestationen des historischen Denkens im Prozeß der Modernisierung gemeinsam ist, ist die Methode. Die akademisch-professionalisierten Historiker sind mehr oder weniger davon überzeugt, daß es eine rationale Methode gibt, die sie dazu befähigt, durch Forschung herauszufinden, (in Rankes berühmten Worten:) „Wie ist es eigentlich gewesen“?<sup>8</sup>

Indem man die Methoden der Forschung anwendet, kann man in das Wesen jener Ganzheit eindringen, die „die Geschichte“ genannt wurde.. Den ersten Schritt zur Entwicklung dieses Methodenverständnisses unternahm die Aufklärung, als sie die Verfahren der Quellenkritik systematisierte. Der nächste Schritt wurde vom Historismus getan, der zum ersten Mal die Vorstellung von historischer Interpretation als wesentlicher Forschungsoperation entwickelte. (Viele Historiker glauben noch heute, das die wichtigste Methode der Geschichtswissenschaft die Quellenkritik ist; das heißt aber nur, daß sie bis jetzt die methodologische Lektion des Historismus noch nicht gelernt haben). Die Interpretation verändert die bloßen Fakten, die Ergebnisse der Quellenkritik, in historische Fakten, indem sie sie nach Maßgabe einer Vorstellung von Geschichte als Sinn und bedeutungsvollem zeitlichen Zusammenhang von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zusammenfügt. Die Interpretation transformiert empirische Sachverhalte in Geschichte in spezifisch historische, sie macht aus den Geschäften der Vergangenheit Geschichte für die Gegenwart.

Der letzte Schritt in der Entwicklung der historischen Methode war der schon genannte Schritt der Theoretisierung. In der Annales-Schule wurde diese Theoretisierung zumeist implizit vollzogen, während sie im Marxismus und in der Sozial- oder Gesellschaftsgeschichte explizit getan wurde, wie es von Max Weber vorgeschlagen und paradigmatisch auch verwirklicht worden war.

8 Ranke, L. v.: *Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1424 - 1514* (Sämtliche Werke 33/34). Leipzig 21874, S. VII

## V. Die zerbrochene Ordnung der Geschichte – Geschichtswissenschaft in der neuen Unübersichtlichkeit der Postmoderne

Die Postmoderne ist zunächst einmal eine Kritik der Prinzipien modernen historischen Denkens. Auf der Ebene der konstitutiven Prinzipien historischer Sinnbildung besagt diese Kritik, daß die moderne Vorstellung von „der Geschichte“ nichts als eine eurozentrische Ideologie ohne Erfahrungsgrundlage ist.

Postmoderne im historischen Denken heißt eine grundsätzliche Kritik der oben skizzierten Prinzipien. Auf der Ebene der konstitutiven Faktoren der historischen Sinnbildung besagt diese Kritik, daß die moderne Vorstellung von „der Geschichte“ nichts als eine eurozentrische Ideologie ohne Erfahrungsgrundlage ist. Da sie alle anderen Formen der kulturellen Identität zerstöre, begründe sie alles andere als ein historisches Denken, das durch Vernunft, Methode und Theorie, durch rationale Argumentation, geleitet ist; im Gegenteil: Dieses Denken sei durch den Willen zur Macht der europäischen Nationen bestimmt, über den Rest der Welt kulturell zu herrschen. Deshalb sei die Vorstellung von „der“ Geschichte ideologisch und destruktiv und eröffne überhaupt keine Zukunftsperspektiven. Die einzige Zukunftsperspektive dieses Geschichtskonzepts, das auf der Idee des Fortschritts und der Entwicklung beruht, sei die einer Katastrophe.

Die postmoderne Auffassung von Geschichte negiert also radikal und vollkommen die Vorstellung, daß es so etwas wie einen einzigen und übergreifenden historischen Prozeß der Entwicklung der Menschheit gibt. „Die“ Geschichte sei überhaupt keine faktische Entität, sie sei nichts als eine fiktionale Vorstellung.

Dementsprechend beschreibt die postmoderne Historik die Prinzipien des historischen Denkens völlig anders als die Moderne: Sie betont nicht Methode in der Form einer rationalen Argumentation und der Regeln empirischer Forschung, sondern sie konzentriert sich auf die Poetik und Rhetorik des Erzählens. Demzufolge stellt das Konzept postmodernen historischen Denkens das Gegenteil von moderner Geschichtswissenschaft dar.

In seiner modernen Form stattet das historische Denken das menschliche Handeln mit einer orientierenden Vorstellung des zeitlichen Wandels aus, die als Richtungsbestimmung für die Veränderung der Welt fungieren und zugleich kollektive Identität bilden kann. Die Postmoderne zerstört die Plausibilität dieser Orientierungsfunktion und ersetzt Orientierung durch Imagination. Da es keine wirkliche Entität, genannt „die Geschichte“ gibt, ist die

historische Imagination durch Elemente des Fiktiven konstituiert. Daher kann sie auch praktisches Handeln nicht orientieren. (Eine Praxis, die durch Fiktionen orientiert wird, muß in einem vollständigen Desaster enden.) Nichtdestoweniger aber muß es – wenn man den fünf Prinzipien der historischen Erkenntnis folgt, eine Orientierungsfunktion geben. In der Tat bietet die Postmoderne eine solche Orientierungsfunktion an, aber eine ganz besondere: Es handelt sich um eine Orientierung des menschlichen Lebens, die mit Träumen vergleichbar ist. Die Psychoanalyse hat uns gelehrt, daß wir Träume brauchen, um mit der Wirklichkeit fertig zu werden. Und dies scheint mir die Orientierungsfunktion der postmodernen Historiographie und Geschichtstheorie zu sein. Sie bietet gewissermaßen eine Kompensation für die negativen Ergebnisse der Modernisierung an; es handelt sich um einen ästhetischen Trost, der im Hinblick auf die Krise des Fortschritts und die Bedrohung durch eine Katastrophe, in die eine sture Fortsetzung des Modernisierungsprozesses die Welt führen wird, durch die historische Erinnerung geleistet wird.

Worin bestehen die neuen Elemente des historischen Denkens, die die Postmoderne in der Geschichtswissenschaft entwickelt hat? Es gibt einen wesentlichen Punkt, der den Unterschied zwischen einer postmodernen und einer modernen Form des historischen Denkens definiert. Eine moderne Form des historischen Denkens betont einen genetischen Zusammenhang zwischen der Vergangenheit und der Gegenwart durch ein Konzept des zeitlichen Wandels.

Das historische Denken vermittelt den Eindruck, daß die Vergangenheit sich auf die Gegenwart hin und durch sie hindurch in die Zukunft bewegt. Eine solche genetische Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart wird in der postmodernen Historiographie vollständig zerstört und negiert. In dem die Postmoderne so verfährt, beansprucht sie, der Vergangenheit ihre eigene Würde zurückzugeben.

Es gibt ein besonderes Wort, das diese Würde ausdrückt, die man zurückgewinnt, wenn die genetischen Verbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart gekappt werden: „Eigensinn“.<sup>9</sup>

Seine Bedeutung verbindet Eigenwertigkeit mit Elementen von Widerständigkeit gegen die Integration vergangener menschlicher Lebensformen

<sup>9</sup> Vgl. die Erörterung dieses Terminus in: Lüdtke, A.: *Eigen-Sinn. Fabrikalltag, Arbeitserfahrungen und Politik vom Kaiserreich bis in den Faschismus*. Hamburg 1993, S. 9ff.

in einen Prozeß, der zu unseren gegenwärtigen Lebensformen führt. „Eigensinn“ gibt der Vergangenheit eine Bedeutung gegen diese genetische Integration. Kleine Kinder, die ihren Eltern nicht gehorchen wollen, sind „eigensinnig“, sie reagieren gegen den Willen ihrer Eltern mit einer trotzig und eigenwilligen Verhaltensweise. Das ist genau die Art und Weise, wie die Vergangenheit in der postmodernen Historiographie vergegenwärtigt wird. Wir sollten allerdings nicht vergessen, daß schon Leopold von Ranke, einer der führenden Repräsentanten des deutschen Historismus, ein Prinzip von Eigensinn formuliert hat, als er betonte: „Jede Epoche ist unmittelbar zu Gott.“<sup>10</sup>

Aber Ranke hat zugleich immer die Idee einer umfassenden zeitlichen Entwicklung vertreten, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in die Totalität „der Geschichte“ integriert.<sup>11</sup> Eine solche Idee wird im postmodernen Konzept von Geschichte und Geschichtsschreibung entschieden zurückgewiesen. Insofern kämpft die postmoderne Geschichtsschreibung erbittert gegen den Begriff der Entwicklung an. Die radikalste Fassung einer solchen Negation der Entwicklungsvorstellung findet sich in Walter Benjamins späterer Geschichtstheorie.<sup>12</sup>

Hier spricht er davon, das die historische Erinnerung einer Zeitvorstellung verpflichtet ist, die er mit dem metaphorischen Ausdruck des „Tigersprungs des Augenblicks“ charakterisiert.<sup>13</sup>

Mit diesem Bild ist jede zeitliche Kette zwischen den verschiedenen Erscheinungen der Vergangenheit zerschnitten zugunsten eines einzigartigen Vorkommnisses, dem in seiner zeitlichen Singularität eine wesentliche Bedeutung zukommt.

In einer solchen zeitlich kondensierten Bedeutung erscheint das jeweilige Geschehen der Vergangenheit im Lichte der historischen Erinnerung wie ein Tiger, der in unser Bewußtsein springt und unsere üblichen Wahrnehmungen der zeitlichen Veränderung unseres Lebens irritiert. Diese Vorstellung ist

<sup>10</sup> Ranke, L. v.: *Über die Epochen der neueren Geschichte*, hg. v. T. Schieder und H. Berding (Aus Werk und Nachlaß, Bd. 2). München 1971, S. 59.

<sup>11</sup> Im gleichen Text Rankes findet sich die eindeutige Formulierung: „In der Herbeiziehung der verschiedenen Nationen und Individuen zur Idee der Menschheit und der Kultur ist der Fortschritt ein unbedingter“ (ebd., S. 80)

<sup>12</sup> Benjamin, W.: *Über den Begriff der Geschichte*. In: ders. *Gesammelte Schriften*, Bd. I, 2. Frankfurt a. M. 1991, S. 691 - 704.

<sup>13</sup> Ebd., S. 694, 701.

Postmoderne avant la lettre.<sup>14</sup> Hier können wir das interessanteste Geschichtskonzept ausmachen, das gegen Entwicklungen und genetische Zusammenhänge gerichtet ist.

Die postmoderne Geschichtsschreibung produziert also Gegenbilder zur gegenwärtigen Realität. Diese Gegenbilder werden in neuen Formen der Historiographie präsentiert. Es ist üblich, sie als „narrativ“ zu bezeichnen. Aber dieser Begriff ist irreführend; denn historischer Sinn ist stets narrativ konstituiert, also ist auch jede Geschichtsschreibung dem Erzählprinzip verpflichtet. Neben dieser logischen oder erkenntnistheoretischen Bedeutung des Narrativen meint „narrativ“ oder erzählend aber auch eine spezifische Form der Historiographie, die von anderen unterschieden werden kann.

„Erzählen“ meint dann eine historiographische Präsentation, die Ereignisse und Handlungszusammenhänge bevorzugt.<sup>15</sup> Wenn wir Natalie Davis' Geschichte von der Wiederkehr von Martin Guerre mit den akademischen historiographischen Produktionen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vergleichen, die mit Anmerkungen, Statistiken und Graphiken einherkommen, dann verstehen wir die besondere Qualität einer „erzählenden“ Historiographie.<sup>16</sup>

In der postmodernen Geschichtsschreibung steht also das Erzählen gegen Erklären, lebendige Beschreibung gegen abstrakte Analyse oder – um eine revitalisierte metaphorische Dichotomie zu benutzen – warme Empathie gegen kalte Theorie.

Ein anderes spezifisches Merkmal postmoderner Historiographie ist die Mikrohistorie. Als ausgesprochen postmoderne Form der historischen Präsentation ist sie der Makrohistorie entgegengesetzt. Eine einzelne Person wie der Müller Minocchio in Carlo Ginsburgs „Der Käse und die Würmer“<sup>17</sup> und nicht eine Gesellschaft oder eine Klasse werden dargestellt, eine Lebensspanne oder sogar nur einige wenige Tage anstatt einer Epoche oder einer

14 Zu Benjamins Geschichtstheorie vgl. die aufschlußreiche Interpretation von Niethammer, L.: *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?* Reinbeck 1989, S. 116; zur Antikritik an Benjamins Kritik modernen Geschichtsdenkens vgl. Müller, H.: *Paradoxe Moderne. Kritik der Benjaminschen Historismus-Kritik*. In: ders.: *Giftpfeile. Zur Theorie und Literatur der Moderne*. Bielefeld 1994, S. 61 - 75.

15 Stone, L.: *The Revival of Narrative: Reflections on a New Old History*. In: *Past and Present* 85 (1979), S. 3 - 24.

16 Davis, N. Z.: *Die wahrhaftige Geschichte von der Wiederkehr des Martin Guerre*. München 1984.

17 Ginsburg, C.: *Der Käse und die Würmer. Die Welt eines Müllers um 1600*. Frankfurt a. M. 1979.

langfristigen Entwicklung, ein Tag und nicht ein Jahrhundert, ein kleines Dorf und nicht ein Staat oder ein Reich werden behandelt. Dies charakterisiert die Gegenstände postmoderner Historiographie.

Die postmoderne Geschichtswissenschaft beansprucht die Entwicklung einer neuen Forschungsstrategie. Sie ist derjenigen entgegengesetzt, die theoretische Bezugsrahmen der historischen Interpretation entwickelt und gebraucht. Um diesen neuen methodischen Zugriff auf die Erfahrung der Vergangenheit zu charakterisieren, pflegen postmoderne Historiker den Kulturanthropologen Clifford Geertz zu zitieren, der anstelle von Theoriekonstruktionen eine „dichte Beschreibung“ vorschlug.<sup>18</sup>

„Dichte Beschreibung“ ist das methodische Mittel, mit dem die Vergangenheit ihre eigene Bedeutung zurückerhalten soll. Sie soll ja nicht länger (theorieförmig post festum entworfenen) genetischen Strukturen unterworfen werden, mit denen sie das moderne historische Denken mit der Gegenwart in den übergreifenden Zusammenhang einer historischen Entwicklung verbindet.

Diese postmoderne Wendung gegen genetische Theorien wird systematisch verbunden mit einem neuen hermeneutischen Ansatz bei der Erforschung des Lebens der Menschen in der Vergangenheit. Die Historiker sind weniger interessiert daran, die strukturellen Bedingungen menschlicher Lebensführung zu rekonstruieren und von ihnen her das wirkliche Leben der Menschen zu erklären. Statt dessen legen sie großen Wert darauf, was die Menschen selber erfahren und wie sie ihre eigene Welt interpretiert haben. Man fragt nach der Wahrnehmung der Lebensbedingungen durch die Leute selber, die ihnen unterworfen waren, und gibt ihnen damit eine kulturelle Autonomie in der Auseinandersetzung mit ihrer eigenen Welt in ihrer spezifischen Weise zurück, die von der unseren unterschiedlich ist. Paradigmatisch für diese methodische Strategie eines neuen Zugangs zur Erfahrung und zur Deutung der Menschen selber ist sie oral history.

Hinsichtlich des Inhalts der historischen Erinnerung läßt sich sagen, daß die postmoderne Geschichtsschreibung die Opfer der Modernisierung favorisiert, zumeist die unteren Klassen und, nicht zu vergessen, die Frauen. Frauen- und Geschlechtergeschichte ist nicht in jeder Hinsicht, aber doch in großen Teilen eng verbunden mit dem postmodernen Konzept von Geschichtswissenschaft.

18 Geertz, C.: *Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen Kultureller Systeme*. Frankfurt a. M. 1983.

In den vorherrschenden Konzeptualisierungen der historischen Erfahrung läßt sich die postmoderne Geschichtsschreibung von der Kulturanthropologie und Ethnologie inspirieren. Hinsichtlich der Orientierungsfunktion der historischen Erinnerung zeigt die postmoderne Geschichtswissenschaft ein wachsendes Interesse an der ästhetischen Qualität der historischen Erfahrung. Geschichte hat ein Bild zu produzieren, eine Vorstellung von der Vergangenheit mit ästhetischer Qualität.

## VI. Ordnung der Geschichte durch Erinnerung?

Die Thematisierung der historischen Erinnerung hängt eng mit den postmodernen Einstellungen in der Geschichte zusammen. Sie kann als ein Versuch verstanden werden, eine neue Quelle für die Generierung historischen Sinns zu erschließen. Sie hat neue Plausibilitäten zutage gefördert, die auf der fundamentalen und universellen kulturellen Funktionen der Erinnerung als Mittel der Identitätsbildung und der praktischen Lebensorientierung beruhen. In der Tat sollte die Historik ihre Arbeit an der Reflexion, Kritik und Legitimation der Prinzipien der Geschichtswissenschaft mit einer Analyse der Erinnerung als Wurzel des historischen Denkens beginnen. Wenn sie das tut, dann unterstützt sie die postmoderne Einstellung gegenüber der sinnträchtigen Kreativität des menschlichen Geistes, die durch diejenigen ins Werk gesetzt wird, die die Vergangenheit vergegenwärtigen und repräsentieren, um ihr gegewärtiges Leben zu leben. Sie erklärt die Imagination und andere nicht-kognitive Kräfte des menschlichen Geistes als wesentlich für die Vergegenwärtigung der Vergangenheit und ihrer Einholung durch die Erinnerung in die bewegenden Kräfte des gegenwärtigen Lebens. In den traditionellen Formen der Historik wurde die Verwurzelung der historischen Erkenntnis im praktischen Leben und ihrer Abhängigkeit davon hauptsächlich als Problem von Standpunkten und Perspektiven diskutiert, das im Blick auf Wahrheits- und Objektivitätskriterien gelöst werden mußte. Mit diesen Kriterien vermittelte die Geschichtswissenschaft den Gebrauch der Geschichte für praktische Zwecke mit dem Bereich soliden gültigen Wissens über die Vergangenheit.<sup>19</sup>

<sup>19</sup> Vgl. Koselleck, R./Mommsen, W./Rüsen, J. (Hg.): *Objektivität und Parteilichkeit* (Theorie der Geschichte. Beiträge zur Historik, Bd. 1). München 1977.

Wenn nun Erinnerung thematisiert wird, gewinnt die Geschichtswissenschaft eine breitere und tiefere Einsicht in ihr Verhältnis zum praktischen Leben der Gegenwart.

Eine mentale Kraft des leitenden Sinnkriteriums wird freigelegt, die nicht in den Blick kommt, wenn man schlicht nach Wahrheit und Objektivität als Sache der Methode der empirischen Forschung fragt. Die Geschichtswissenschaft hat sich der Einsicht zu stellen, daß die kognitiven Prozeduren der Gewinnung gültigen Wissens aus der empirischen Gegebenheit der Vergangenheit immer wesentlich bezogen sind auf ästhetische Prinzipien der Repräsentation und auf politische Prinzipien des Gebrauchs der Vergangenheit im kulturellen Orientierungsrahmen der menschlichen Lebenspraxis. Wird also die Erinnerung als Quelle für die Konstitution eines mächtigen Sinnkriteriums ernst genommen, dann kann die Geschichtswissenschaft den postmodernen Nachdruck akzeptieren, den die Historik auf Ästhetik und Rhetorik als notwendige Beiträge zum metatheoretischen Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft legt.

Auf der anderen Seite bleibt die Historik weiterhin der Erkenntnis als Element der historischen Sinnbildung verpflichtet, das überhaupt nicht vernachlässigt werden kann (solange nämlich nicht, wie Erkenntnis ein notwendiges Element der Lebensorientierung selber ist). Hält sie also daran fest, dann muß sie die methodische Rationalität des historischen Denkens in den Tiefen der Erinnerung selber verankern. Es gibt überhaupt keine Erinnerung ohne einen Plausibilitätsanspruch, und dieser Anspruch ist auf zwei Elementen gegründet: das transsubjektive Element der Erfahrung und das intersubjektive Element des Konsenses. Erinnerung ist wesentlich auf Erfahrung bezogen. Nur die Einseitigkeit der postmodernen Kritik an der modernen Tradition der Geschichtswissenschaft kann diesen wesentlichen Erfahrungsbezug vernachlässigen. Dies geschah im metahistorischen Diskurs der letzten Jahrzehnte: Erinnerung wurde behandelt als ein Argument zugunsten eines unbeschränkten Subjektivismus, der mit dem Terminus „Fiktion“ kategorisiert wurde. Dieser Terminus sollte den ontologischen Status der Geschichte als Angelegenheit von Erinnerung und Repräsentation charakterisieren. Wird jedoch das wesentliche Verhältnis der Erinnerung zur Erfahrung herausgearbeitet, dann kann die Historik die methodischen Regeln der historischen Forschung wieder zur Geltung bringen, und zwar als eine besondere Weise, Erfahrung zu behandeln. Indem sie das tut, kann die Rationalität der historischen Methode nicht länger als etwas angesehen werden, das die Geschichte verfremdet oder versteinert oder sie ihrer Brauchbarkeit für das Leben beraubt.

Die Ordnung der Geschichte, die durch die kreativen Kräfte des menschlichen Geistes die in der Vergegenwärtigung und Darstellung der Vergangenheit hervorgebracht wird, gewinnt die Solidität zurück, auf Erfahrung gegründet zu sein.

Intersubjektivität ist das andere Element der historischen Sinnbildung, das überhaupt nicht vernachlässigt werden darf in der Vergegenwärtigung und Darstellung der Vergangenheit durch die mentalen Kräfte der menschlichen Erinnerung. Geschichte kann ihre kulturelle Rolle nicht ohne einen Konsens derjenigen spielen, an den sie adressiert wird. Würde Sie als bloße Fiktion wahrgenommen, würde sie sofort ihre kulturelle Kraft verlieren. Ihre Plausibilität hängt aber nicht nur von ihrem Verhältnis zur Erfahrung ab. Sie hängt zugleich von ihrem Verhältnis zu Normen und Werten als Elementen der historischen Sinnbildung ab, die für die Gemeinschaft gelten, an die sie adressiert ist. Die Historik hat die Regeln des Diskurses in dieser Hinsicht zu reflektieren, die als methodische Elemente der historischen Erkenntnis intersubjektive Übereinstimmung erzeugen. Das wird die Historik zur Moderne zurückbringen, denn die Moderne kann als ein bestimmter Modus verstanden und ausgelegt werden, mit Normen und Werten umzugehen: Die formale Struktur universeller Geltung selber ist ein sinnbildendes Prinzip der historischen Erkenntnis. Dieses Prinzip ist verwurzelt in der fundamentalen und konstitutiven

Absicht auf Konsens und Übereinstimmung in der historischen Erinnerung. Wenn dies geschieht, gewinnt die Geschichte eine normative Ordnung, mit der allein sie ihre kulturelle Funktion erfüllen kann.

## VII. Wiedergewinn der Ordnung der Geschichte durch Vermittlung von Moderne und Postmoderne

Es gibt nur wenige Ansätze der Historik, mit der dieses neue Selbstverständnis der Geschichtswissenschaft erreicht wird, indem die modernen und die postmodernen Züge des historischen Denkens durch das synthetisierende Prinzip der Erinnerung miteinander vermittelt werden.

Hinsichtlich des konstitutiven Sinnprinzips der Geschichte bleibt die Frage: Wie kann der universalistische Ansatz der Moderne im Blick auf die Geschichte mit der Ideologiekritik und dem partikularistischen Ansatz der Postmoderne vermittelt werden?

Man sollte die postmoderne Kritik vom Konzept „der Geschichte“ sehr ernstnehmen. Diese Kritik ist insofern einleuchtend, als sie auf eine ideologische Generalisierung einer Geschichte zu „der Geschichte“ verweist. Und das war nun wirklich der Fall im Prozeß der Modernisierung von der Aufklärung bis zur Gegenwart. So sollte in der Tat zugegeben werden, daß es nur eine Vielfalt von Geschichten und nicht „die Geschichte“ als faktische Entität gibt. Aber nichts destoweniger – und das ist die moderne Pointe dieses Arguments – bedarf es einer Vorstellung von der Einheit der historischen Erfahrung. Sonst würde das historische Denken in einen völligen Relativismus führen, und der Preis für den Relativismus ist zu hoch. Historische Kategorien sind aus logischen Gründen unverzichtbar: Ohne sie kann man schlicht nicht historisch denken. Ferner ist ein Konzept von Geschichte notwendig, daß die aktuelle Erfahrung des Zusammenwachsens der einen Welt reflektiert. (Wenn man im Horizont der lebendigen Erfahrung eines makrohistorischen Prozesses die Mikrohistorie feiert, dann sieht das sehr nach einem bloßen Wegschieben einer herausfordernden Erfahrung aus, anstatt daß diese Erfahrung durch historische Interpretation aufgegriffen würde.)

Wie kann man ein Konzept der Universalität historischer Entwicklung ausarbeiten und zur gleichen Zeit zugestehen, daß es nur eine Vielfalt verschiedener Geschichten oder nur eine Multiperspektivität im historischen Denken gibt? Innerhalb der Verschiedenheit historischer Perspektiven kann es zur Einheit der Geschichte nur durch die Verwendung universeller Werte in der methodischen Operation der historischen Interpretation kommen. Der entscheidende Punkt ist, daß die Geschichtswissenschaft ein leitendes universelles Wertesystem braucht, das die Verschiedenheiten der Kulturen affirmiert. Es gibt einen fundamentalen Wert, der in die Strategie der historischen Interpretation eingebracht werden kann, ein Wert, der beides ist: universell und zugleich eine Legitimation von Multiperspektivität und Differenz.

Gemeint ist das normative Prinzip wechselseitiger Anerkennung kultureller Differenzen. Dieses Prinzip kann zu einer kognitiven Struktur ausgearbeitet werden, die das hermeneutische Element der historischen Methode stärkt, und sie kann einen neuen Zugang zur historischen Erfahrung eröffnen, der die Einheit der Menschheit und die Einheit zeitlicher Entwicklung auf der einen Seite mit der Vielfalt und Unterschiedlichkeit von Kulturen auf der anderen synthetisiert.

Auf einem solchen Prinzip der historischen Sinnbildung gegründet, kann die Geschichtswissenschaft ein metatheoretisches Selbstverständnis entwickeln, mit dem es nicht nur die Herausforderungen ihrer Zeit am Ende des

zweiten Jahrtausends aufgreifen sondern auch zu einem Aufbruch ins dritte beitragen kann, in dem Menschheitlichkeit eine Angelegenheit der Ordnung der Geschichte bleibt.

Lutz Niethammer

## Postskript zu Geschichte und Gedächtnis

An den Erörterungen, die in diesem Band ihren Niederschlag gefunden haben, habe ich nicht mit einem eigenen Beitrag teilgenommen; ich hatte vielmehr nur die Abschlusdiskussion, die sich in selbständige Aufsätze aufgelöst hat, zu leiten und will hier nur einen Gedanken auszudrücken versuchen, den ich auch in meiner Einleitung zu dieser Diskussion anklingen ließ. Er steht quer zu den Wahrnehmungskategorien dieser Debatte und ist aus vielen Diskussionen, namentlich in der Studiengruppe „Gedächtnis“ des Kulturwissenschaftlichen Instituts 1990-1993 entstanden. Ich möchte dazu einladen, darüber nachzudenken, ob die im kulturwissenschaftlichen Sprachgebrauch nicht nur in Deutschland schon fast eingerastete Entgegensetzung von Geschichte und Gedächtnis sinnvoll ist und den heute möglichen theoretischen Konzeptionen dieser beiden Leitbegriffe noch entspricht. Genauer gesagt: ich möchte das bezweifeln.

Dieser Sprachgebrauch benutzt „Gedächtnis“ für eine traditionale Form gesellschaftlichen Erinnerns und betont deshalb deren mythische und symbolische Bildhaftigkeit, ihre rituelle Verfassung und Erneuerung, ihre zeitliche Distanzlosigkeit und räumliche Rückkoppelung. Gedächtnis schafft insofern Räume, Orte, Symbole, Gebräuche und Institutionen des Erinnerns, es vernichtet die zumindest zeitliche Differenz zu früheren Erfahrungen und Wertsetzungen und schafft ihnen durch rituelle Vergleichzeitigung die Chance zu aktueller Gültigkeit. Aus solchen kulturellen Identifikationen wird – nicht ohne Nostalgie – kollektive Identität erwartet, also die Erfüllung eines der jüngsten Zivilisationsstandards, dessen scheinbare Erfülltheit auf traditionale Gesellschaften sehnsuchtsvoll rückprojiziert wird.

Solche retrospektive Festlegung und Füllung des Gedächtnisbegriffs ist besonders bei Autoren und Autorinnen aus jüdischer Tradition (oder die sich intensiv mit jüdischer Tradition beschäftigt haben) zu beobachten, weil das jüdische Zusammengehörigkeitsgefühl über eine besonders lange Diaspora und die schwersten Verfolgungen hinweg auf dem in vielen Erinnerungs-